

Leseprobe aus dem Roman von

Max Lobe: Drei Weise aus dem Bantuland,

Austernbank Verlag, München, 2020.

Aus dem Französischen übersetzt von Katharina Triebner-Cabald

[...]

Wir sind alle auf der Place de la Palud in Lausanne versammelt. Ein paar schwache Sonnenstrahlen drehen die letzte Runde. Ein leichter Wind streichelt die vor Empörung bleichen Gesichter, die den Platz zunehmend verdunkeln. Die Terrasse einer Bar auf der anderen Seite ist noch von sommersüchtigen Kunden besetzt. Ein paar Gaffer finden sich in Grüppchen zusammen. Sie stehen ein paar Meter von uns entfernt, aber weit genug, um nicht das Gefühl zu haben, zu unserer Bewegung zu gehören. Einige von ihnen beobachten uns mit argwöhnischem Blick, als würden sie sich fragen, was wir hier wohl verloren haben könnten. Andere hingegen betrachten uns mit einem Lächeln auf den Lippen, als wären sie bereit, gleich einem vorbeikommenden Karnevalsfestumzug zuzujubeln. Ihr Blick ist nicht der gleiche.

Was ist denn da los? höre ich eine junge Dame einen Herrn fragen, der vermutlich ihr Lebensgefährte ist. Das ist wegen der Schafe, antwortet er kurz. Beide lächeln. Die junge Dame zieht eine kleine Digitalkamera aus ihrer Tasche. Sie macht ein paar Fotos des Platzes, überprüft die Qualität ihrer Aufnahmen, macht noch ein paar, dann gehen sie.

Der Protestmarsch beginnt in weniger als einer knappen Stunde. Die langsam ungeduldig werdenden Truppen müssen noch gut vorbereitet werden. Sie sind in Demo-Rage. Das sind seltene Gelegenheiten, die man nicht verpassen darf. Denn man muss dazu sagen, dass Demos hier in Helvetien derart ungewöhnlich sind, dass jedes Mal, wenn eine stattfindet, auch wenn sie noch so klein ist, daraus ein echtes Event wird!

Immer mehr Menschen versammeln sich auf der kleinen Place de la Palud. Wir sind jetzt sicher schon mehr als tausend. Es ist eine Menschenmenge, die immer schwieriger unter Kontrolle zu halten ist. Ich bin mir nicht sicher, ob die Bauer mit so einem Erfolg gerechnet hat. Sie lächelt sicher gerade irgendwo vor den Kameras und den Mikrofonen der Journalisten, die gekommen sind, um Bilanz zu ziehen. Ein paar erhitzte Gemüter beginnen zu pfeifen. „Tod

der Hasspartei!“. Es ist eine offensichtlich sehr wütende junge Frau, die es geschrien hat. Sie steht dort drüben auf dem Gerechtigkeitsbrunnen. Sie kommt nicht dagegen an. Nein, sie kann nicht länger warten. Sie brüllt noch einmal: „Tod der Hasspartei!“. Darauf folgt ein ohrenbetäubender Buhruf. Oh, der Kopf der Bauer läuft vermutlich gerade auf Hochtouren! Das ist ganz und gar nicht das, was sie als Motto für diese Demo geplant hatte. Sie wendet sich an Khalifa und Mireille Laudenbacher. In den eigenen Reihen musste die Ordnung unbedingt wiederhergestellt werden. Es kam überhaupt nicht in Frage, ihre Pläne auf diese Art und Weise vor all den Medien scheitern zu lassen.

Die Menschenmenge wird unkontrollierbar. Der Verantwortliche der Terrasse auf der anderen Seite beginnt zu schließen. Selbst ein Blinder mit Krückstock kann an seinem alarmierten Blick erkennen, dass er Angst vor dem Ausgang dieser Geschichte hat. Er bittet seine sommerterrassensüchtigen Kunden darum, sich doch bitte zu verdrücken. Radio-, Fernseh- und Pressejournalisten stürzen an die Seite der Organisatoren, um deren Meinung über dies und das einzuholen. Live, bitteschön! Die Stellungnahmen von Madame Bauer bleiben oberste Priorität. Sie ist es, der vermutlich alle Hörer zu Hause lauschen, die gerade zum Abendessen Platz nehmen. Sie muss ihnen ihre ganze Wahrheit zu der Schäfchenaffäre mitteilen.

Während die Bauer einen Moment der Ekstase erlebt vor den Medien, die mit ihr flirten, sie streicheln, sie befangern, haben Monsieur Khalifa und andere Verantwortliche des Protestmarsches bereits Aufstellung im Demozug genommen. Sie stehen an der Spitze. Die ungeduldig werdenden Leute müssen in Bewegung gebracht werden. Sie sind da, um zu marschieren, also muss man sie zum Marschieren bringen. Sie sind da, um lauthals ihre Wut herauszublöken, also muss man sie zum Blöken bringen. So wurden die Dinge organisiert: Monsieur Khalifa führt die Herde an, Mireille Laudenbacher spielt den Jagdhund, und Madame Bauer präsentiert das Ganze den Medien.

Seit dem Morgen hat mein Bauch nicht aufgehört zu singen. Ich fühle mich plötzlich schwach. Ich fühle, wie meine Kräfte schwinden. Ich werde nicht genügend Energie haben, um den Protestmarsch bis zum Ende durchzuhalten. Ich bleibe für einen Moment etwas abseits. Ich betrachte die vorbeiziehende Menge. Ich frage mich, was ich hier verloren habe. Wenn ich nicht Praktikant in dieser NGO wäre, hätte ich dann Lust gehabt, an diesem Protestmarsch teilzunehmen? Und wenn ich der Bauer gestanden hätte, dass ihre Demo mich gar nicht so

sehr interessiert, was hätte sie wohl mit mir gemacht? Immerhin bezahlte sie mich für dieses Praktikum, oder? Ich bin überzeugt davon, dass das streitschürende Plakat durchaus etwas Fragwürdiges, ja sogar Widerliches an sich hat. Aber ist das ein ausreichender Grund, von mir zu verlangen, mit leerem Bauch an der Demo teilzunehmen? Ich weiß, dass dieses Plakat da noch viel fragwürdiger werden kann, wenn man sich einen Moment lang mit dessen Auftraggeber befasst. Ich habe in Radio und Fernsehen gehört und in der Presse gelesen, dass es sich um einen Herrn handelt, der bis über beide Ohren im Gombo schwimmt. Er habe es tonnenweise, sagen sie. Aber sie sagen auch sehr oft, dass der Auftraggeber des streitschürenden Plakats, der Chef der NVB, keine Ausländer mag. Nkamba, mein eingebürgerter Landsmann, mag sie auch nicht so sehr. Seit seiner Einbürgerung rühmt er sich damit, ein Eidgenosse zu sein, ein waschechter Helvetier. Er bombardiert alle mit seiner Auffassung, man müsse zunächst den Eidgenossen wie ihm den Vortritt gewähren, bevor man an die anderen denke. Alles lässt mich annehmen, dass das der Grund für meinen Rausschmiss war. Er brauchte einen echten Helvetier für den Verkauf seiner Fälschungen. Und ohne diesen notgedrungenen Rausschmiss wäre ich nicht bei der Bauer gelandet und wäre nicht hier, wo ich gerade bin, mitten auf dem Bürgersteig sitzend, mit leerem Bauch. Ich habe gelesen, dass der Auftraggeber des Polemik-Plakats die Grenzgänger gerne nach Hause jagen würde. Ich für meinen Teil lebe mit einem hübschen Rothaarigen zusammen, der sich nicht scheut, zu behaupten, die Grenzgänger, die Savoyer, die Franzmänner würden ihm seine potenziellen Jobs stehlen.

Da! Ich entdecke Mireille Laudenbacher. Ich stehe auf und gehe ihr entgegen. Sie ist voll bepackt mit einigen Fahnen und Transparenten, aber vor allem mit einer kleinen durchsichtigen Plastiktüte, in der ich einen Apfel und zwei Schokocroissants sehen kann.

– Kann ich dir helfen?

– Ja, natürlich, Mwána. Hier, nimm das auch. Das kannst du essen.

Niemals wird Mireille Laudenbacher erfahren, welche Wohltat sie mir erwies, indem sie mir einen Apfel und zwei Schokocroissants schenkte.

Der Zug bewegt sich in Richtung der anderen Seite der Stadt zum Tunnel hin. Ich nabele mich ab. Ich möchte ihnen nicht weiter folgen. Ich muss zuerst die Empörung meiner Eingeweide besänftigen. Es ist nicht derjenige, der Hunger hat, der isst, sondern der, der

Nahrung hat. Und jetzt habe ich was zu essen. Ich lasse mich auf den Treppenstufen nieder, die zum Palais de Rumine an der Place de la Riponne führen. Ich lege die Fahnen und Transparente, die mir Mireille Laudenbacher übergeben hat, einfach auf den Boden. Ich beiße herzhaft in den Golden Delicious-Apfel, den ich in der Hand halte. Als ich das erste Stück hinunterschlucke, spüre ich, dass mein Magen sich verkrampft wie ein Wurm, auf den man ein paar Salzkörner gestreut hat. Nach den Krämpfen beruhigt sich mein Magen nach und nach wie ein tobendes Tier, das gerade gezähmt wurde. Soll der Zug doch auf mich warten oder mich zurücklassen. Ich werde später wieder zu ihnen stoßen, wenn die Probleme mit meinen Eingeweiden endgültig geregelt sind. Ich lasse mir viel Zeit, um meinen Apfel und meine Schokocroissants zu verspeisen. Ich bin nicht in Eile. Als ich aufgegessen habe, gehe ich zum Riponne-Brunnen, wo ich meinen Durst wie ein Lamm an der klaren Woge eines Wasserstrahls stille.

Ich beschleunige meine Schritte. Ich schaffe es, den Zug einzuholen. Ich schwitze wie ein Straßenhändler, der illegale Waren anbietet, besonders weil ich mit Fahnen und Transparenten beladen bin. In etwa auf Höhe der Avenue de Vinet pfeift eine Menge junger Leute. Lautstarke Buhrufe erheben sich in den Himmel wie Explosionen. Der Protestmarsch entflammt sich. Die Jugendlichen randalieren. Sie stecken Mülleimer in Brand. Sowas habe ich hier noch nie gesehen. Bei mir zu Hause in Bantuland kommt es ständig vor, und die Täter werden mit Füßen von den Soldaten getreten und schwarze Schafe geschimpft. Aber hier ist es das erste Mal, dass ich das live mitansehe. Ich bekomme Angst. Ich frage mich noch einmal, was ich eigentlich hier verloren habe. Es ist für mein Praktikum. Es ist für mein Gehalt. Es ist für meinen Bauch. Aber jetzt wird es langsam zu brenzlich. Nur weil man Hunger hat, verkauft man noch lange nicht seine Zähne.

[...]